

Die Sirene

Nachdem ich nachmittags eine Stunde auf Winfrieds Klangliege verbracht, hatte ich Lust, selbst Musik zu machen. Das Musikzimmer lag im zweiten Stock des Hauses *Sonne*, gleich neben dem Yogaraum. Ich wusste, dass es um diese Zeit nicht mehr genutzt wurde, sodass ich sicher sein konnte, allein zu sein. Es war ein großes Zimmer, fast schon ein kleiner Saal mit gepflegtem Dielenboden, hohen Bogenfenstern, diversen Halogen-Strahlern und Deckenflutern, die ein warmes Licht verbreiteten. Der durch zwei Stufen etwas erhöht liegende, kleinere Teil des Raumes diente als Bühne, auf der ein Flügel, ein Sideboard mit Stereoanlage, mehrere Notenständer, zwei Mikrophone und eine ganze Batterie von größeren und kleineren Trommeln, Bongos und Djembés standen. Der weitaus größere, etwas tiefer liegende Teil des Raumes diente wohl für musikalische Gruppenübungen und als Tanzfläche.

Ich holte meine Querflöte aus dem samtgefüttertem Behälter und schob die drei Teile zusammen. Die Eltern hatten sie mir seinerzeit zum Abitur geschenkt. Das gemeinsame Musizieren war ein alter und schöner Brauch der Familie gewesen, zumal der Vater als Dirigent und Komponist großen Wert darauf gelegt hatte, dass all seine Kinder schon früh ein Instrument erlernten. Bastian, der Älteste, spielte Klavier, Astrid, die Zweitgeborene, Cello, Christian, der Drittgeborene, Violine, und ich, der Jüngste, Flöte. Nicht zufällig war die aus vier Tönen bestehende Erkennungsmelodie, die jeder in der Familie pfeifen konnte und die stets die Ankunft des Vaters ankündigte, noch ehe man ihn auf der Treppe oder durch die Tür treten sah: B –A- C- H. Eigentlich hätte ich einen Vornamen tragen müssen, der mit H beginnt, doch meine Mutter habe - so erzählte der Vater - auf dem Namen Fabian bestanden. Übrigens schienen auch wir Geschwister nach einer strengen kompositorischen Logik gezeugt worden zu sein: hatten wir doch alle, im Abstand von jeweils drei Jahren, im April Geburtstag.

Dass jeder von uns ein Instrument spielte, hatte neben dem Prestige, das einer musizierenden Familie in der traditionell musikfreundlichen Freiburger Gesellschaft zukam, auch einen wirtschaftlichen Nebeneffekt: Bei den Weihnachtsfeiern des Roten Kreuzes etwa pflegte das kleine „Familienorchester“ der Fohrbecks für die musikalische Umrahmung zu sorgen, indem es leichte Stücke und Quartette von Bach, Händel und Telemann aufspielte. Zum Lohn dafür durften wir nach der Feier den Fundus des Roten Kreuzes nach uns gefälligen (und passenden) Kleidern, Mänteln, Schuhen und Stiefeln durchforsten, die wir gratis mitnehmen durften - was

in den fünfziger Jahren für eine Flüchtlingsfamilie, die, außer ihrer Musikalität und ihrem kulturellen Kapital, nichts über den Krieg hatte retten können, keine geringe Gratifikation bedeute.

Auch gehörte es zu unseren selbstverständlichen Gepflogenheiten, dass wir uns auch ohne Tickets – denn das Taschengeld war knapp bemessen - Zutritt zu den begehrten Konzertsälen der Stadt verschafften. Und der Vater, ansonsten ein durchaus loyaler, die Gesetze achtender Bürger, hatte an diesen kleinen illegalen Praktiken seiner Kinder nicht das Geringste auszusetzen, im Gegenteil: Es war eine Art Familiensport, sich aus Anlass des „Weihnachtsoratoriums“ oder der „Matthäuspassion“, an den Türstehern vorbei in die Stadthalle zu mogeln, wo wir uns dann mit verhalten triumphierenden Mienen wieder trafen, manchmal sogar in der ersten Reihe des Saales.

Das gemeinsame Musizieren - bis hin zu den regelmäßigen, im Freundes- und Bekanntenkreis beliebten Hausmusikabenden - gehörte nicht nur zum kulturellen Selbstverständnis, ja, zur Identität der Fohrbecks, die Musik war in dieser sehr männlich dominierten Familie auch das Medium, in dem man Gefühle äußern durfte, ohne sich dafür schämen zu müssen. Wenn ich einmal Tränen in den Augen des Vaters sah, was selten vorkam, dann beim Anhören eines Schubert-Streichquartetts, einer Arie aus der „Matthäuspassion“ oder wenn er selbst auf dem Klavier den Tristan-Akkord nachmodulierte. Und vielleicht war ich meinem Vater darin ähnlich.

Nach dem Tod meiner Frau war es vor allem die Musik, die den Tränenstau hinter meinen Lidern löste und zugleich die wundersame Wirkung hatte, meinen Schmerz zu sublimieren und zu verwandeln, indem er sich mit klanglicher *Schönheit* verband: mit den schon immer geliebten und tief empfundenen Melodien und Harmonien eines Bach- Violinkonzertes, eines Schubert-Streichquartetts oder eines Mozart-Klavierkonzertes.

Und so hatte ich meine Flöte wieder aus dem Schrank geholt, wo sie Jahre lang unberührt und unbenutzt gelegen hatte. Es bedurfte nur weniger Tage der Einübung, bis ich wieder auf dem Stand meiner alten Fingertechnik war. Bald hatte ich mir zu den klassischen Flöten-Sonaten und –Konzerten, die ich einigermaßen beherrschte, auch die entsprechenden CDs besorgt, sowohl die *Vollversion* mit Flöte und Klavier- oder Orchesterbegleitung als auch die *Play-along-Version*, bei der die ausgesparte Flötenstimme dann von mir selbst eingespielt werden konnte. Es war für mich ein

ganz neues, ja, fantastisches Erlebnis, die H-Moll Suite von Bach, ein Adagio oder Cantilene von Vivaldi oder Glucks Arie „Ach, ich habe sie verloren“ nun mit Orchesterbegleitung zu flöten, ohne dass ein Orchester im Raume war - eine, dank digitaler Ton- und Aufnahmetechnik, musikalische Hexerei, die mich immer wieder aufs Neue erstaunte und begeisterte.

Inzwischen hatte ich mein musikalisches Repertoire beträchtlich erweitert - hin zum Jazz, zur Pop- und Worldmusic. Nicht lange, und ich spielte bekannte Jazzballaden, brasilianische Rumbas und Bossa Novas vom Blatt - natürlich immer mit Play back. Die Nachbarn begannen sich über die bald klassisch-konzertanten, bald Jazz-, bald latino-artigen Klänge zu wundern, die da plötzlich aus dem alten Fachwerkhaus, in dem es seit dem Tod der Lehrerin recht still geworden war, zu ihnen herüberschallten. Und sie staunten nicht schlecht, als sie hörten, dass der Solist dieser abendlichen Sommerkonzerte kein anderer als der seit kurzem verwitwete Hausherr war.

„Hey, Fabian“, sprach mich einmal meine Nachbarin, die 80-jährige Loni an, die im Morgenmantel und mit Lockenwicklern im Haar am Gartenzaun stand: „Du bläst so schön, dass die Altenbank vor deinem Haus jetzt wieder vollzählig ist. Kannst du net mal ‚La Paloma‘ spielen?“ - Am nächsten Abend spielte ich bei geöffnetem Fenster „La Paloma“ mit orchestralem Play-back, und die Alten, die auf der langen Bank vorm Zaun meines Vorgartens saßen, schunkelten im Takt und sangen begeistert mit.

Ich stellte die Musikmaschine an. Zum Einspielen begann ich mit dem langsamen und getragenen „Largo“ von Händel und mit dem „Menuett“ aus Mozarts „Kleine Nachtmusik“. Dann ging ich über zu Schuberts „Ave Maria“. Ich hatte dieses Stück, das ja eigentlich ein Gesangsstück ist und hier für Flöte und Klavier arrangiert worden war, schon ein paar Mal gespielt, doch nie in seinen sehr getragenen und fast zerfließenden Rhythmus gefunden. Dieses Mal aber schien es mir zu gelingen, hielt ich die, erst nach zwei langsamen Takten einsetzende Melodie im Einklang mit dem Klavier, das die immer gleiche auf- und absteigende Fünffachtel-Sequenz durch fast alle Tonarten hindurch modulierte. Noch nie, so schien mir, war ich dem Charakter dieses Stücks, das für mich der musikalische Inbegriff von Sehnsucht und Melancholie war, so nahe gekommen, zumal die gute Akustik und Resonanz des Raumes meinen Ton förmlich aufblühen ließ.

Als ich beim da capo, nach den einleitenden Takten des Klaviers, die Flöte wieder an die Lippen setzte, war mir, als ob, synchron mit meinem Spiel, auf einmal Gesang einsetzte, eine wunderschöne Mezzosopran-Stimme, die mein Flötenspiel begleitete, nur eine Terz tiefer, und genau dem leicht verzögertem Rhythmus meiner Melodieführung folgte. Verwundert spielte ich weiter. Hatte man in der Play-along-Version etwa eine weibliche Gesangsstimme integriert und mitaufgenommen, die ich bislang überhört hatte?... Aber nein! Die Stimme kam ja gar nicht aus den Lautsprechern, sondern aus der Gegenrichtung, aus Richtung der Tür...

Noch immer die Flöte am Mund, drehte ich mich um: Ein paar Schritte vor der angelehnten Tür stand eine vollschlanke Frau mit schwarz gelockten, schulterlangen Haaren und sang, die Hände im getragenen Rhythmus des Liedes langsam auf und ab bewegend, das „Ave Maria“ mit. Und sie sang es mit der gleichen Intensität und Hingabe wie an jenem Abend meiner Ankunft in der Klinik, da ich sie beim Singen in der Lobby überrascht hatte. Fast hatte ich das Gefühl zu träumen: So frappierend und unwirklich zugleich war der Anblick dieser singenden Frau und so weich und schmelzend ihr Gesang, dass ich unwillkürlich meinen Ton dämpfte, damit der ihre umso besser zur Geltung käme.

Als die letzte, langsam absteigende Halbton-Folge verklungen war, standen wir beide einen Moment lang schweigend da.

„Entschuldigen Sie, dass ich Sie gestört habe“, sagte die Frau. „Aber es ist ein so hinreißendes Lied, dass ich, wenn ich es höre, einfach mitsingen muss.“

„Sie haben mich nicht gestört. Sie haben es wunderschön gesungen!“

Sie ging auf mich zu.

„Dafür, dass wir noch nie zusammen musiziert haben,“ sagte sie mit entwaffnendem Lächeln, „war das doch ein Klasse Debüt!“

„Zum Steine erweichen!“

„Ich bin Lea.“

„Fabian.“

Sie trug knallgelbe schwarze Leggings und über dem schwarzen Top eine honiggelbe Strick-Jacke. Sie hatte große, dunkel schimmernde Augen, die mich jetzt unverwandt musterten, hohe Wangenknochen und volle, sinnliche Lippen, korallenrot mit scharf gezogener violetter Umrandung.

„Ich will Sie auch gar nicht länger stören“, sagte sie, „ich habe hier nur ein paar Noten liegen gelassen.“

Sie holte ihr Brillenetui aus der Schultertasche und setzte sich die Brille auf - ein recht schräges, poppigtes Modell mit rechteckigen Gläsern, dunkelroten Bügeln und Umrandung, was ihr Gesicht stark verfremdete. Dann ging sie zum Flügel, auf dem diverse Notenblätter lagen, die sie begutachtete.

„Sie sind die Gesangstherapeutin, nicht wahr?“

„Ich unterrichte hier ein-, zweimal die Woche: Stimmbildung, Atemtechnik, Gesang und ein bisschen Tanz, mache dies aber nur nebenbei. Im Hauptberuf bin ich Sängerin, freie Künstlerin... Ah, da sind ja meine Noten!“

Sie nahm die Notenblätter und steckte sie in ihre Tasche. „Und Sie? haben Sie beruflich auch mit Musik zu tun?“

„Nein! Aber ich komme aus einer Musikerfamilie...“

Ihr Handy klingelte. . „Entschuldigen Sie!“ Hastig kramte sie ihr Handy hervor, schaute kurz auf das Display, dann drückte sie die Nummer weg.

„Ihr Klingelzeichen - war das nicht der Anfang von Mozarts Türkischem Marsch?“

Sie sah mich erstaunt an, ein irisierendes Glitzern in den Augen. „Ein wunderschönes Stück, nicht wahr?... So leicht, so verspielt, so tänzerisch.“

„Es gehört zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen: Wie ich als Siebenjähriger wippend auf Vaters Schoß sitze, während er und mein ältester Bruder auf dem Flügel vierhändig den Türkischen Marsch spielen... Noch bei den Demos der 68er auf dem Kurfürstendamm habe ich, zum Befremden meiner linken Genossen, lauthals die Parole skandiert: Marx, Mao, Mozart!“

Sie lachte, ihre ebenmäßigen Zähne entblößend, ein helles, leicht tremolierendes Lachen.

„Wären die Genossen damals Ihrer Parole gefolgt, hätte euch die Berliner Polizei vielleicht mit Mozart-Kugeln statt mit Wasserwerfern empfangen.“

Nun musste ich lachen.

„In jenen Jahren“, fuhr sie fort, „habe ich noch mit meinen Puppen gespielt. Eine konnte auf Knopfdruck sogar singen, vielmehr piepsen: Happy Birthday to you...“

„Dann haben Sie also viele Male im Jahr Geburtstag gehabt.“

Sie lächelte amüsiert. „Ja, aber Geschenke gab's leider nur einmal.“

Wieder klingelte ihr Handy. Sie schaute auf das Display und ging, das Handy am Ohr, die zwei Stufen in den Saal hinunter. Nach ein paar Minuten kam sie wieder zurück.

„Das war meine Tochter. Sie kann nicht einschlafen, wenn Mama nicht da ist! ... Tut mir leid. Ich muss los. Ich habe noch lange zu fahren.“ Sie ging zur Tür.

„Gute Fahrt!“

Auf der Türschwelle drehte sie sich nochmal um und winkte mir kurz mit einem Finger-Trällern ihrer erhobenen Hand zu.

Ich trat ans Fenster und wartete, bis sie unten aus dem Haus kam und eiligen Schrittes, mit wehendem Haar, über den spärlich beleuchteten Steg stöckelte, der das *Haus Sonne* mit dem *Haus Oase* verband..... Das also war die *Sirene!* Sie hatte wirklich eine überirdische Stimme, wie Ansgar gesagt hatte. Unwillkürlich dachte ich an die Szene aus der „Odyssee“, da Odysseus sich die Ohren verstopft und an den Mast des Schiffes binden lässt, um nicht das Schicksal seiner Kameraden zu erleiden, die vom Gesang der Sirenen derart ergriffen wurden, dass sie sich kopfüber in die Fluten stürzten und jämmerlich ertranken....

Ich wunderte mich über mich selbst: Es war das erste Mal seit Dorotheas Tod, dass ich wieder Augen für eine Frau hatte. Ich konnte den attraktivsten Frauen begegnen- mit gleichgültigem Blick war ich an ihnen vorübergegangen. Bei den wenigen Veranstaltungen, die ich besucht hatte, bei meinen Einkäufen im nahe gelegenen Städtchen, bei meinen sommerlichen Radtouren sah ich eigentlich nur das, was ich in irgendeiner Weise mit Dorothea in Verbindung bringen oder was mir als Zeichen, als Symbol für ihr Nichtmehrsein erscheinen konnte - das leere Schaufenster der zum Verkauf stehenden Mode-Boutique, in der sie gerne eingekauft hatte, die Mohnblumen am Rande der gelben Rapsfelder, die flammenden Sonnenuntergänge über den Hügeln von Amorbach... Nun aber hatte sich, wie ich erstaunt registrierte, mein nach innen gekehrter Sinn wieder geöffnet. Der Gesang und die Schönheit dieser Frau hatten mich berührt und eine unbestimmte Sehnsucht in mir geweckt.